

# Die Tauben

Autor(en): **Turgenjeff, Iwan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 22

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672935>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

eingefeilt. Sie vermag nicht vorzudringen, ihn anzurufen, ihn nach Peter zu fragen. Jetzt sieht man deutlich schwere Qualmwolken, die sich aus dem Laboratorium wälzen. Peter, mein Gott, Peter! Hier ist er hergegangen. Vor Minuten noch. Sie sah ihn gehen. Sie hätte ihn halten können. Vor Minuten noch hätte sie ihn umfassen können. Und jetzt? Was war jetzt? Wo war Peter? Lag er — mit anderen — unter den Trümmern? War er — war er tot? Sie will schreien, sie kann nicht, die Tränen laufen ihr über das erschütterte Gesicht.

In diesem Augenblick geschieht etwas Unglaubliches. Ein Mann bahnt sich einen Weg, ein Mann, der über alle noch ein wenig hinausragt, bahnt sich einen Weg, ruft: „Platz da! Platz!“ Dieser Mann ist Peter.

Da schreit Renate noch einmal, und dieser gellende Schrei wird gehört, und Peter stutzt kurz, heftet die Augen suchend an die Menge, erkennt die Frau, ihr wildes, verstörtes, zerquältes Gesicht.

„Geh heim, Reni!“ ruft er zurück. „Du mußt heimgehen! Sorg' dich nicht!“ Und das Tor schluckt ihn ein.

Sie geht heim. Sie wartet Stunden, in denen sie untätig sitzt, lauscht nur auf seinen Tritt, auf die wohlbekannte Stimme, auf ihn. Es ist schon lange dunkel, da kommt er nach Hause. Ohne Licht tappt er ihr entgegen, so müde ist er, und dann liegt sie an seiner Brust, umklammert ihn mit beiden Armen, fühlt, daß sie ihn

wieder besitzt. Ein heißes Weinen stürzt ihr aus der Seele.

„Solche Angst hast du gehabt —?“ ahnt er, und sein Herz ist ganz weich.

„Ich hätte dich auf die schrecklichste Weise verloren,“ flüsterte sie, „wir hatten uns doch gezankt, du warst im Streit von mir fortgegangen, ohne ein letztes, liebes Wort — und das alles hing doch nur an einer Kleinigkeit —“

Er sann zurück. „Ja, das Kleid —,“ sagte er, „das Kleid, das du haben wolltest —“

„Sprich nicht mehr davon! Ich will es ja nicht!“

„Das Kleid“, wiederholte er nachdenklich, „hat mir — vielleicht das Leben gerettet.“

„Das Kleid?“ wiederholt sie verständnislos.

„Es fiel mir auf dem Wege ein, daß ich nicht richtig gehandelt hatte — du hast so wenig von mir gehabt in der letzten Zeit — wir hatten soviel Arbeit, ich hatte Schwierigkeiten —, aber du wolltest doch eine kleine Freude haben, so eine harmlose, kleine Freude. Ich benutzte also die wenigen Minuten, die ich zu früh fortgegangen war, um mir das Kleid anzusehen. Ich stand vor dem Schaufenster, als die Explosion erfolgte —“

„Peter —“ nicht auszumalen, wenn er die zehn Minuten zu früh in die Fabrik gekommen wäre, „dann hing das ja —“, sie bricht überwältigt ab.

„— auch nur an einer Kleinigkeit,“ vollendet Peter, und sie halten einander, damit nichts auf Erden sie fürderhin entzweien kann.

## Die Tauben.

Ich stand auf dem Rücken eines sanft abfallenden Hügels; vor mir breitete sich schimmernd wie ein Meer von Gold und Silber ein reifes Roggenfeld aus. Keine Wellen aber glitten über dieses Meer; bewegungslos war die schwüle Luft: ein starkes Gewitter braute sich zusammen.

Um mich herum strahlte noch die Sonne heiß und trübe; aber dort, hinter dem Roggenfelde, gar nicht mehr fern, lastete eine schwarzblaue Wolkenwand wie eine gewaltige Masse auf dem ganzen Halbkreise des Horizontes.

Alles war verstummt... alles war erstorben unter der unheil drohenden Glut der letzten Sonnenstrahlen. Nicht ein einziger Vogel war zu hören und zu sehen; sogar die Sperlinge hatten sich versteckt. Nur in der Nähe irgendwo raschelte und klatschte ein einsames großes Klettenblatt.

Wie stark der Wermut am Feldrain duftet! Ich schaute auf die blaue Wolkenmasse... und unruhige Erregung bemächtigte sich meiner. Nur schnell, schnell! dachte ich bei mir, blitze, du goldene Schlange, grolle, Donner! rege dich, wälze dich heran, ströme herab, drohende Wolke, und löse diese beklemmende Dumpfheit!

Doch die Wolke rührte sich nicht. Wie zuvor lastete sie auf der schweigenden Erde... und nur noch mächtiger ballte und verfinsterte sie sich.

Da mit einemmal erschien auf ihrem einfarbigen Blau ein schimmerndes Etwas in gleichmäßiger, schwimmender Bewegung; man konnte auf ein weißes Tüchlein raten oder auf eine Schneeflocke. Es war eine weiße Taube, die vom Dorfe herübergeflogen kam.

Sie flog, flog immer geradeaus, geradeaus . . . und verschwand hinterm Walde.

Einige Augenblicke vergingen — immer noch herrschte dieselbe furchtbare Stille . . . Doch sieh! Jetzt schimmern zwei Tüchlein, zwei Schneeflocken schweben zurück; in gleichmäßigem Fluge flattern zwei weiße Tauben heimwärts.

Und jetzt, endlich, brach der Sturm los — und der wilde Tanz begann!

Mit genauer Not erreichte ich das Haus. — Der Wind heult und tobt wie ein Rasender, gleich zerrissenen Fäden jagen die fahlroten, niederhängenden Wolken dahin, alles dreht sich wirbelnd, stiebt durcheinander, wie eine senkrechte Säule peitscht und stürzt wütender Plazregen

herab, die Blitze blenden in grünlichem Feuer, wie Kanonenschüsse krachen die Donnerschläge in kurzen Pausen, es riecht nach Schwefel . . . Aber unter dem vorspringenden Siebel, hart am Rande des Bodenfensters, sitzen dicht beisammen zwei Tauben — jene, welche nach ihrer Gefährtin ausgeflogen war — und die, welche sie heimgebracht und dadurch vielleicht gerettet hatte.

Beide haben sich dicht in ihr Flaumgefieder eingehüllt — und schmiegen sich Fittich an Fittich . . .

Ihnen ist wohl! Und auch mir ist wohl, wie ich sie so betrachte . . . Obgleich ich ganz allein bin . . . allein wie immer.

Iwan Turgenjeff.

## Künstlerfahrten in die Welt.

Ein sommerliches Kapitel Kunstgeschichte. — Reiseabenteuer in der „guten, alten Zeit“.

Frei und ungebunden liegt vor jedem die Welt, der sie mit klarem Auge und hellem, jugendfrischen Mut ansieht. Aber es ist nicht damit getan, daß man nun einfach losfährt oder -wandert: auch das Reisen ist eine Kunst, die gelernt sein will. Man muß es verstehen, die Städte, Dörfer und Länder so recht behaglich an sich vorbeiziehen zu lassen. Nur zu schauen dabei, nur die Augen offen zu halten und all die merkwürdigen Zufälle neben den einfachsten Selbstverständlichkeiten wie ein Wunder auf sich wirken zu lassen. Erst dann gelingt es, die Wochen der Ferienreise zu einem Ganzen zu formen, das dem rückschauenden Blick zu einer unvergänglichen Erinnerung wird.

Wenn jemand so zu reisen versteht, ist es der Künstler. Er ist mit voller Seele, mit ganzem Herzen dabei. Er braucht nur um sich zu schauen, und die einfachste Begebenheit wird ihm zu einem Erlebnis, das er mit einem Lächeln zu dem Schatz seiner Erfahrungen und Träume legt. Da ist zuerst einer, den wir alle kennen: Albrecht Dürer. Er ging in jungen Jahren — wie es damals noch in allen Handwerken, also auch bei den Malern, Zunftbrauch war — auf die Wanderschaft und zog mehrere Jahre umher, nahm hier und dort Arbeit bei einem Meister und vervollständigte seine Kenntnisse. Bis nach Polen, Italien und Frankreich ist er dabei gekommen. Viel später, als reifer Mann und angesehenen Bürger der freien Reichsstadt Nürnberg, unternahm er öfters Reisen in die Umgegend seiner Vaterstadt, entweder zu seinem Vergnügen oder

weil in einer der benachbarten Städte eines seiner Werke aufzustellen oder zu vollenden war. Dürers schönste Reise mag aber eine Fahrt gewesen sein, die er zusammen mit seiner Frau erst wenige Jahre vor seinem Tode nach den Niederlanden unternahm. Wir besitzen noch heute das Tagebuch, das er während dieser Reise bis zu den Kleinigkeiten der täglichen Ausgaben und Ereignisse genau führte, und sein Skizzenbuch, in dem vielerlei interessante Dinge von seiner eigenen Hand festgehalten wurden. So erzählt der Künstler in seinen Aufzeichnungen, wie die Antwerpener Malerzunft ihm zu Ehren ein großes Fest gab: „Am Sonntag auf St. Oswaldtag, da luden mich die Maler von Antwerpen in ihr Haus mit meinem Weib und meiner Magd. Sie hatten nur Silbergeschirr und überköstlich zu essen. Es waren auch ihre Weiber da, und als ich zu Tische geführt ward, stand das Volk auf beiden Seiten, als führet man einen großen Herrn. Und als ich nun so verehret dort saß, da kam ein Gesandter des Antwerpener Rates mit zwei Knechten und schenkte mir vier Kannen Wein. Dazu ließen die Herren von Antwerpen mir sagen, ich solle hiermit geehret und ihres guten Willens versichert sein. Lange saßen wir dort fröhlich beisammen, und spät in der Nacht begleiteten sie uns mit Windlichtern gar ehrlich heim. Also dankte ich ihnen und legte mich schlafen.“

Ob in den mannigfachen Fährlichkeiten einer Reise in der damaligen Zeit können wir uns keine rechte Vorstellung machen. Gute Wege waren fast nur im Verlauf der alten Römerstra-